

HB
Tur
84
2

Die
Gemeindechroniken
des Kantons Zürich.

Von Prof. E. Egli.

Separatabdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung.

II.



Zürich
Druckerei der Neuen Zürcher Zeitung
1905.

Die Gemeindechroniken des Kantons Zürich.

Von Prof. C. Egli.

In dreißig Kirchgemeinden des Kantons Zürich sind mit dem Anfang des Jahrhunderts Gemeindechroniken begonnen worden mit dem Zwecke, aus dem Laufe der Natur, aus dem Leben der Gemeinden und aus der Volkskunde das Bemerkenswerteste festzuhalten. Sie sind also nicht zu verwechseln mit solchen Chroniken, die sich der Vergangenheit zuwenden und auf Archive und alte Schriften zurückgehen; vielmehr schöpfen sie unmittelbar aus dem Leben der Gegenwart, um dereinst der Zukunft zu dienen, als geschichtliche Quellen über unsre Zeit.

Ueber die beiden ersten Jahre haben wir früher an dieser Stelle berichtet. Jetzt lassen wir den zweiten Bericht folgen, über die Jahre 1903 und 1904. Er wird in der Anordnung ähnlich ausfallen wie der erste. Ein Versuch, den Stoff nach Landesgegenden zu gruppieren, ließ sich nicht durchführen, außer bei den Angaben zur Volkskunde.

Es liegen uns Chroniken aus 32 Gemeinden vor. Diese heißen: Albisrieden, Andelfingen, Bäretswil, Berg, Brütten, Buch, Bülach, Eglisau, Erlenbach, Flaach, Hirzel, Hittnau, Hombrechtikon, Kilchberg, Männedorf, Maschwanden, Mettmensjetten, Mönchaltorf, Niederhasli, Obfelden, Pfäffikon, Rafz, Richterswil,

Norbas, Schöfflisdorf, Schwamendingen-Verlikon, Sigberg, Stammheim, Töb, Wald, Wangen und Wezikon. Von den frühern Gemeinden stehen noch einige aus; dafür sind neue hinzugekommen. Wezikon hat seit Jahren die Ereignisse in der Gemeinde aufgeschrieben und sich nun den andern Chronisten zugesellt. Die Chronik von Obfelden geht bis 1897 zurück und schließt an das damals im Druck erschienene schöne Jubiläumsbuch der Gemeinde an; die von Bülach setzt geschichtliche Aufzeichnungen fort, welche der Chronist bereits in zwei Bänden von den ältesten Zeiten bis auf 1900 herab geführt hat.

Sämtliche Arbeiten der Chronisten werden auf der Kantonsbibliothek aufbewahrt. Herr Oberbibliothekar Dr. H. Weber hat ihnen daselbst ein sicheres Obdach bereitet. Von Anfang an ist er der Sache mit voller Sympathie entgegengekommen und hat sich keine Mühe damit verbrießen lassen. Es sei ihm dafür im Namen aller Chronisten der beste Dank ausgesprochen.

I.

Allgemeiner als in den Chroniken der zwei ersten Jahre ist diesmal auf den Lauf der Natur geachtet worden, auf Witterung, Jahreszeiten und Ernten.

Vor allem begegnen wir öfters größeren, zusammenfassenden Berichten über die beiden Jahrgänge. Wir heben ein kurzes Urteil über diese hervor: „Das Jahr 1903 zählt zu den mittleren, hinsichtlich des Weins zu den guten. Vom Standpunkt des Landwirtes aus müssen wir das Jahr 1904 als ein ganz gutes bezeichnen.“

Auch sonst ist das Urteil ein ähnliches, bezüglich des ersten Jahres etwas schwankend je nach der Landesgegend, dagegen einstimmig hinsichtlich des zweiten. Durchgängig wird der anhaltenden, heißen Trockenperiode von 1904 gedacht. Sie währte von Ende

Juni bis zum 22. August. An einzelnen Orten mußten die Wasserleitungen zeitweise abgestellt werden, oder man war genötigt, das Wasser für den Hausgebrauch und für das Vieh faßweise herbeizuschaffen. Aus der Mitte des Kantons lautet eine Schilderung folgendermaßen: „Wie sieht es draußen im Felde aus! Alles verbrannt und gelb wie in der Steppe. Nur die genügsame Wiesen-salbei und etliche Kleearten lassen noch etwas Grünes erkennen. Auf dem Felde ist der Boden so glatt, als ginge man über Glas. Viele Bäume sind abgestanden, und von allen ist das Obst in Menge gefallen. Im Wald sieht man häufig dürre Tännlein und abgewelfte Staudenbüsche. Das ist ein chronikwürdiger Sommer! Man vergleicht ihn mit dem von 1893 und 1865 und wendet die Redensart der Alten auf ihn an: Eine Tröckne läßt nie etwas (Schlimmes) zurück, wohl aber eine Nässe (Wangen).

Wirklich ist noch alles gut gekommen. Wunderbar hat der nachfolgende Regen alle Schöpfung wieder belebt und den drohenden Schaden verhütet. Die H e u - e r n t e war vorzüglich. Aus dem Weinland heißt es: „Der Zentner Heu ist billiger als ein Pfund Erdbeeren; man kaufte den Zentner (stehendes Futter) für einen Franken“; aus dem Oberland: „Seit Jahrzehnten ist die Heuernte nicht mehr so früh und rasch beendet gewesen und so gut ausgefallen“; von der Aeuß: „Nach dem Heuet galt das Heu gerade so viel wie die Streue und das Stroh“. Strichweise muß auch die O b s t - e r n t e sehr ergiebig ausgefallen sein, und das Gleiche wird sogar vom F i s c h f a n g im Zürichsee hervorgehoben.

Allgemein gerühmt wird der W e i n des Jahres. Aus dem Weinland vernehmen wir: „Die Qualität des Weines wird ausgezeichnet; man glaubt, er werde dem 95er nahekommen, wo nicht gleich werden; quantitativ war dagegen der Herbst nur mittelmäßig“; „der Mut der Weinbauern ist bei den letzten guten Weinjahre

und steigenden Preisen wieder gestiegen". Aus einem bekannten Ort am See heißt es vom Wein des Jahres 1903: „die Weinhändler kaufen ihn gern; er ertrage viel Wasser und Zucker und könne dem Markgräfler zum Verwechseln ähnlich präpariert werden“; aber beim Jahrgang 1904 fällt der Chronist ein anderes Urteil: „Johannes Vitoduranus — der Chronist denkt an das alte Sprüchlein vom vinum Bendliconense — hat uns auf ewige Zeiten geschadet; wir setzen ihm kein Denkmal und erwählen ihn auch nicht zum kirchlichen Schutzpatron!“ Ein Berichterstatter aus dem mittleren Kantons-
teil erzählt uns von den „Hellsreben“: da wachse so saurer Wein, daß einst in einem besonders guten Jahrgang eine Traubenbeere, welche der Trottbäum nicht zu zerquetschen vermochte, über das Tobel weggeschossen sei und drüben eine Stallmauer durchschlagen und dem Ochsen ein Horn abgeschossen habe. Beim Jahr 1904 jedoch läßt auch dieser Chronist gelten, der Wein sei viel besser als sein Ruf.

Wie wohl ist dem Weinbauer ein gutes Jahr zu gönnen! Ist doch das Rebwerk und der Kampf gegen allerlei Schädlinge ungleich mühseliger geworden als früher. Hierüber lesen wir: „Ach, es sind eben nicht mehr die Zeiten von anno dazumal, da man seine Reben im Frühjahr schlecht und recht rüstete und dann bis im Herbst hinein den lieben Gott walten ließ: der schickte Sonnenschein und zur rechten Zeit Regen, wehrte dem Reif und winkte dem Hagel ab, und frohgemut konnte der Winzer an eine volle Ernte gehen. Aber jetzt! Kaum sind die Sorgen um das Erfrieren der Reben vorbei, so lebt man in Aengsten, ob wohl der Blühet gut verlaufe. Schon vorher ist die Nebensprize einmal in Tätigkeit gesetzt worden“ u. s. w. Nachdem dann der Chronist all die weiteren Mühen um das Sorgenkind und gegen die offenen und versteckten Feinde desselben geschildert und auf das Zurückgehen des Rebestandes hingewiesen, schließt er mit den Worten:

„Wenn auch das Gesamtareal Jahr für Jahr sich verringert, ganz verschwinden werden die Nebgelände auch hier nicht: der Bauer will eigenen Wein auf dem Tisch“ (Obfelden).

Anschaulich werden uns die Anordnungen vor der Weinlese geschildert. Sie werden nicht mehr überall gehandhabt, weshalb wir gerne ein Bild aus einer Gemeinde festhalten, wo sie noch in vollem Umfange bestehen. Da heißt es: „Nach altem Brauch beschließt eine außerordentliche Gemeinde, wann die Weinlese beginnen soll. Schon lang ist der Weinberg „geschlossen“, d. h. sein Betreten verboten, zuerst für Kinder ohne Begleit der Erwachsenen, später auch für diese, außer an zwei Nachmittagen der Woche. Zugleich beginnt die Traubenwache: je sechs Nebenbesitzer mit dem Felshüter üben die Wache in den Weinbergen der ganzen Gemeinde von 12 Uhr bis folgenden Tages 12 Uhr, worauf sie von sechs anderen abgelöst werden. Am ersten Tag haben anzutreten drei von zu äußerst und drei von zu oberst im Dorf, am folgenden Tag drei von den nächstfolgenden Häusern der beiden Quartiere u. s. w. bis zum Schluß der Weinlese. Nachts bei den Rundgängen schießen sie fleißig aus Pistolen und Gewehren, um Füchse und Dachse von den Trauben zu verschrecken, des Tages wegen der Stare. Der Ausdruck „Wümmen“ ist hier nicht gebräuchlich; man sagt: „Traubenabhauen“. Muß dieses wegen Regen oder Hitze (wobei das „Traubengut“ zu Essig werden könnte) unterbrochen werden, so wird mit einer Kirchenglocke geläutet. Wer mit Weinkäufern vor der Weinlese die Trauben im Nebberg besichtigen will, hat den Gemeindepräsidenten um Bewilligung zu fragen“ (Kafz).

Ueber die Abstinenz vernehmen wir diesmal aus den Chroniken wenig, einmal: „Der Wunsch, die Kinder auf der Schulreise ganz alkoholfrei zu halten, dringt nicht durch. Ein Züni mit Wein und Käse läßt man nicht fahren!“ Anderswo: „Daß der Pfar-

rer Abstinenz ist, sehen die Wirte nicht gern. Unter den Bauersleuten sind Abstinenzen so selten wie weiße Raben“.

Gerne folgt man einigen Berichten, die von den Werken und Sitten der Jahreszeiten handeln, so über das Nebenschneiden, wie es am rechten und linken Sceuser damit gehalten wird, über den heinahe wie ein Fest begangenen Lägerneuet in den obersten Bergwiesen, über die Herbstweide mit dem Klang der „Treicheln“ (Herbenglocken) und den Hirtenknaben, die am Feuer die frierenden Hände wärmen und aufgelesene Äpfel und Kartoffeln braten. In Buch am Irchel kehrt jeweilen im Mai das Eichlißölle wieder: die etwa fünfzehnjährigen Bäume werden, wenn sie im Saft sind, gefällt, die Rinde geklopft, bis sie losgeht, diese dann in Bündel gebunden und in die Gerberei geführt, während das Holz zu Brennholz aufgemacht wird. Doch geht diese kleine Industrie zurück; der Ertrag stellt sich weniger günstig als früher. Hübisch ist folgender Frühjahrsbrauch im Amt geschildert: „Um Mitte März erblühen auf wenigen Wiesenplanen in Oberlunnern und im Wald beim Lorzetobel die prächtig blauen Wämjeli (Meerzwiebeln), eine seltene Frühlingsblume. Fast über Nacht, nach einem warmen Regen, sprießen sie aus dem Boden hervor und bedecken dicht, ein wallender leuchtender Teppich in den grünen Grund ausgebreitet, Flur und Waldlichtung. In Scharen eilen die Kinder herbei, um sorgsam die Stengel von der tief im Boden verborgenen Zwiebel durch langsame Heben abzulösen. Wie die Eltern und Großeltern als Kinder getan, so fauern die Kleinen am Boden, fassen die Blümchen mit zwei Fingern unter der Erdoberfläche, indem sie die alte „Beschwörungsformel“ in heiligem Ernste sprechen: „Wämjeli, tue grate, i gib der Wi und Brate!“ Wer nur ein klein wenig scharf anzieht beim Ausheben des langen Wurzelstengels, reißt bloß das Köpfchen der traubenförmigen

Blume ab. Drum hört man nicht immer den fröhlichen Ausruf der Blumenfucher: „es ist mer gräte!“

Wiederholt werden außergewöhnliche Ereignisse aus dem Naturlauf gemeldet: Da ist ein Wolkenbruch niederggegangen, dort hat ein Wirbelwind Bäume geknickt und entwurzelt. Hier hat der Blitz auf dem Felde zwei Kinder neben der Mutter erschlagen, während er dort in eine Scheune fährt, in der Menschen und Pferde Zuflucht suchen: alle werden zur Erde geworfen, doch ohne Schaden zu nehmen, und es gelingt, einen Brandausbruch mit dem Züni-Most zu löschen. Einmal erscheint ein Meteor, das laut knallend plagt, vor einem Gewitter eine Luftspiegelung: eine hübsche Alpengegend mit niedlichen Alphütten. Vom Zürichsee vernehmen wir, wie er sein sanftmütiges, liebenswürdiges Naturell verleugnen und ein zorniger, mordgieriger Geselle werden kann, dem Schiffende zum Opfer fallen, während andere mit knapper, denkwürdiger Not enttrinnen.

Reichhaltigen Aufschluß geben uns einige Chroniken über die Veränderungen in der Landwirtschaft: das Zurückgehen des Ackerbaues gegenüber der Milchwirtschaft, das Aufkommen der Maschinen statt der alten Feldgeräte, die zahlreichen Genossenschaften für Wald- und Feldbau, Viehzucht, Mühlenbetrieb u. s. w. (Mettmensstetten, Obfelden, Schwamendingen, Brütten und andere). „Schon wie ein Klang aus grauer Zeit ertönt uns im Geiste das Wegen der Sicheln, das der Vater, in Vormahd stehend, seinen Leuten, darunter auch uns zwei Buben, so trefflich besorgte.“ Bereits beschreiben uns zwei Chronisten, einer an Hand einer netten Zeichnung, den noch vor kurzem allgemein üblichen Aargauer Pflug wie eine Antiquität und nennen alle seine Bestandteile mit den seltsamen Namen. Wiederholt wird der schwere Mangel an Arbeitskräften beklagt, so daß der Landmann bei den Jahreswerken stark auf die Hülfe der Kinder zählen müsse und die Abszenzordnung der Schule sich nur schwer handhaben lasse.

Kein Wunder, wenn wir lesen: „Viele Landleute sind der Meinung, es „schaffe“ auf der lieben Welt eigentlich nur der Bauer, ein klein weniger der Fabrikarbeiter; aber daneben gebe es nur noch Müßiggänger, denen es immer noch viel zu gut gehe, und deren überwiegende Mehrzahl weit besser besoldet sei, als sie es verdiene.“ Es ist wahr, der Bauer muß sich wehren! „Auch die landwirtschaftlichen Vereine sind sehr rührig und haben eine große Berechtigung und Bedeutung.“ Aber bei welchem Stande wäre es heute anders?

Es würde ein Zug zum richtigen Wilde der Landwirtschaft fehlen, wenn wir nicht erwähnen würden, daß bei allen Fortschritten auch zähes Festhalten am Alten vorkommt. In dieser Hinsicht ist folgendes Beispiel besonderer Aufzeichnung wert: „Bis vor wenigen Jahren wurde in St. noch gebracket, das heißt das gleiche Land nur zwei Jahre mit Getreide bepflanzt und das dritte Jahr brach gelassen. Man verderbte dann nur das Gras durch zweimaliges leichtes Aekern und bepflanzte das Land erst im Spätjahr oder Frühling mit Getreide oder Sommergewächsen. Es leben heute noch viele ältere Leute, die in jener Zeit auf solchen Aekern das bessere Gras ausgejätet und mittelst Laubkörben und Grastüchern oft stundenweit heimgeschleppt haben. Meine Mutter sagte mir, daß sie auf diese Weise über Sommer eine Kuh erhalten können. Mit der Erfindung des Kunstdüngers sind diese Zustände verschwunden.“ (Brütten.)

Manche hübsche Züge wissen die Chronisten diesmal aus dem Tierleben.

Vor allem zeigen Tiere dem Landmann das Wetter an. Er achtet auf das Quaken der Frösche, das Zirpen der Heimchen, das frühe Verstummen der Vögel und das Umfliegen der Fledermaus am Abend, auf den Flug der Schwalben oder er merkt auf die Ameisen, wenn sie in großen Heerzügen über die Straße ziehen, auf das Ungeziefer, das im Sommer Menschen und Vieh plagt, auf den Schrei der Spechte, auf das schnelle

Fressen der Schafe, auch auf das Spinnlein, ob es das Netz eng oder weiter slicht und den Kopf aufwärts oder abwärts kehrt. Daß Tiere Boten von Glück und Unglück sind, werden wir später sehen.

Ein Bericht vom See zählt auf, was in der Gegend an wilden Tieren sich noch etwa zeigt. Aus der Nähe der Stadt wird beschrieben, wie der kluge Star durch ein Gespinnst von Wollgarnfäden an den Baumzweigen sein Nestchen vor den Katzen schützt, wie die Sperlinge sich das Vergnügen machen, auf den Wägebalken der Bogenlampe zu sitzen, der das Zufließen des Gases reguliert, und so die ganz schwach brennende Flamme zum hellen Aufleuchten zu bringen. „Die kleinen Spitzhüben hatten die größte Freude daran, eine größere als die Leute, welche den Tag über immer nachsehen und die Flamme löschen müssen.“ Im kalten Winter fliegen Scharen von Krähen aus den Tannenwäldern um Waldfellen, Kloten und der Enden nach der Stadt, um Nahrung zu suchen und kehren des Abends wieder in ihre Verstecke zurück. Mehrfach wird des Storchs gedacht, des Lieblings der Jugend, der Schwalben, die das Haus behüten, der Meislein, die des Morgens auschlüpfen, das Fliegen lernen und es am Abend schon können und nicht wiederkehren. An der Reuß wird im Hinblick auf den Wochenmarkt in Zug das „Rugen“ (Girren) der Wildtaube so nachgeahmt: „Zoggeli bist z'Zug gsi? ist der Anke tür, tür, gsi?“ Uralt ist die Neigung, Menschheit und Tierleben in Verbindung zu bringen: „Jedesmal, sagen böse Zungen, wenn der Gemeinderat gewählt wird (alle drei Jahre), kommen die Laubkäfer“; der Chronist fügt bei: „Es ist so! Doch gewiß ohne innern Zusammenhang.“

Endlich sei notiert, daß die Chroniken wiederholt vom Schutze der nützlichen Vögel berichten, die nicht mehr wie einst in den Grünhecken Zuflucht finden. „Der Gemeindeverein bezieht Nistkästchen für Meisen und Stare und gibt sie zum Selbstkostenpreis ab, mit viel

Anklang; auf den Winter gedenkt er auch Hanfsamen in dieser Weise abzugeben.“

II.

Mehrere Mitarbeiter betrachten die eigentliche Gemeindecronik als ihre ausschließliche Aufgabe. Sie führen sie sehr gewissenhaft, während sie auf die Vorgänge in der Natur nur gelegentlich eingehen und die Volkskunde ausschließen. Ihre Angaben sind überaus reichhaltig, doch eben zunächst von lokalem Wert. Immerhin ergeben sich aus ihnen auch allgemeine Züge zum Bilde des Volkes und der Zeit.

Der Pfarrer einer großen Gemeinde im innern Kanton macht die Bemerkung: „Die Einfachheit der Sitten ist bei uns mehr und mehr im Schwinden begriffen; doch herrscht in den Ausgemeinden noch viel ursprüngliches Wesen. Im Dorf grüßen die Kinder kaum; in der Ausgemeinde kommt es vor, daß bei Schulbesuch die ganze Klasse im Chor spricht: Zur Gesundheit, Herr Schulpfleger!“ Dann wird beigelegt: „Daß der Dialekt mehr und mehr vom Hochdeutschen verdrängt werde, läßt sich von unserer Gemeinde weniger sagen; es gibt da noch treffliche, urwüchsige Ausdrücke, nur werden sie seltener und von den Jüngern weniger gebraucht.“

Einzeln Züge illustrieren die Denkart des Volkes nach mehreren Richtungen. Aus dem Oberland werden zum politischen Leben die vielen stark verwerfenden Abstimmungen bedauert und beigelegt: „Unser Volk ist gesetzesmüde geworden.“ Bemerkenswert ist von dort auch folgende Nachricht: Als ein Bürger vom Obergericht zu einer Zahlung verurteilt wurde, setzte man in der Gemeinde im stillen eine Sammlung für ihn ins Werk, weil man das Urteil nicht verstehen konnte. Im Weinland und anderswo soll es Leute geben, welche für die Absperrung bei ansteckenden Krankheiten noch

keinen Sinn haben: „man empfindet es als eine Art Schande, von andern gemieden zu werden“. Zum Arzt, wird berichtet, gehe man ungern: „wenn man nur nicht zum Doktor muß!“. Manche halten sich lieber an Quacksalber, die den Kranken nie gesehen haben, und jedenfalls müsse auch der Arzt „etwas geben“; die möglichst arzneilose Behandlung ziehe nicht. Wenn ein Mann gar zu oft die Kirche versäume, werde es als ungehörig empfunden, und es könne ihm in den Garten wachsen, daß ihn die Gemeinde in die Kirchenpflege wähle, damit er wieder regelmäßig gehen müsse. Vom Streifen ist in den Chroniken zweimal die Rede; man will auf dem Lande noch nichts davon wissen, auch nicht bis in die Nähe der Stadt.

Beispiele für den Volkscharakter bieten kurze Biographien, welche die Chronisten dann und wann von Verstorbenen entwerfen. Neben hervorragenden, allgemein bekannten Namen (Nationalrat Keller, Kunstmaler Grob von Andelfingen u. a.) ehren sie auch Männer aus dem engern Kreise. Da lesen wir: „Er war ein Mann weniger Worte, mehr der That, treu und gerade, gemütvoll und allem Schlechten, Krümmen abgeneigt, ein warmer Freund aller gemeinnützigen Bestrebungen und hatte ein offenes Haus für viele Hilfesuchende.“ Oder: „Ein stiller, fleißiger, in allen Beziehungen achtbarer Handwerker“; „ein sehr wackerer Landmann, der Typus der alten Bauernfrömmigkeit, fast wortkarg und von strengen Grundsätzen, doch den Seinen trostreich im Ungemach“. Einem Kirchenpfleger wird nachgerühmt: „Ein köstlicher Humor, eine treffliche Stimme und ein weiches Gemüt machten ihn zum erwünschten Gesellschafter, seine Treue und Fürsorge für die Kirche und sein warmes Herz für die Armen zum wackern Christen.“ Vom See heißt es: „Ich ergöste mich oft an dem alten Schiffer von „gächer“ Seebubenart, dem „urhigen“, geraden Wesen, der dabei einen gemütvollen Zug und ein gesundes Gottvertrauen nie

verleugnete." Aus den Bergen: „Ein fröhlicher, gern gesehener Musfiktant im ganzen Oberland und im St. Gallischen. Im Element war er, wenn er seine Zodler zur Geige sang. Sein Spiel war ihm sein Leben. Oft machte er mehrere Nächte nach einander durch, und noch wenige Tage vor seinem tödlichen Unfall im 89. Jahre hatte er mit seiner Fiedel wacker zum Tanz aufgespielt.“

Eine große Summe von Arbeit und Tatkraft wird durch unfre Chroniken für alle Teile des Kantons Zürich bezeugt. Mit der Bauersame wetteifert der Gewerbesleiß in mannigfacher Richtung. Die Gemeindevewaltung entwickelt sich da und dort zu städtischem Haushalt; man lese die reichen, vielfach mit Zahlen belegten Aufschlüsse, welche uns die Chroniken von Derlikon, Wald, Wezikon u. a. geben. Die Steuern sind auch danach, bis 10 Promille und darüber. Ein Dorf am See führt auf Ende 1904 an: 180 Straßenlaternen, 1780 Hauslampen, 27 Bügeleisen, vier Schnellkocher und sechs Motoren, so daß sich die Hauptstadt mit ihrer teuren Elektrizität nur nicht melden soll! Wo das Steuerkapital stark ist, scheint es auch die Generosität im Ausgeben zu werden: aus einer kleineren Gemeinde hören wir, nur der Korkbodenteppich der Turnhalle habe 1200 Fr. gekostet; für einen Schützenstand der Flobertschützen habe die Gemeinde 500 Fr. bewilligt. Besonders groß sind überall die Opfer für Wasserversorgung; ein Beispiel geben die ausführlichen Angaben aus Wald, das mit Quellen und Leitungen wie wenige Gemeinden versehen ist. Und so könnten wir fortfahren mit hundert Beispielen in allen Richtungen! Doch lassen wir einen alten, heiteren Chronisten vom See die Summe ziehen. „Jetzt," sagt er, „hat es bei uns im Boden Gas-, Trinkwasser- und Schmutzwasserröhren, in der Luft elektrische Drähte, wem sollte es da nicht gefallen?"

Ein Werk von allgemeinerer Bedeutung verzeichnen die Chroniken des Amtes: die Neuzkorrektion. Durch eine große Erdbewegung zum Schutz des zürcherischen

Ufers und „zur Vergrößerung des Kantons Zug“ verlängerte man den „Reußpiz“. „Längs der gefährlichsten Stelle beim Lunnerloch erstellte man eine sogenannte Grundwalze, ein 300 Meter langes Faschinenwerk mit Kiesfüllung und Drahtumwicklung, von einem Meter Durchmesser. Diese gewaltige Walze ruhte auf Böcken ob der Versenklinie und wurde am 5. Februar 1904 bei Anwesenheit der meisten Regierungsratsmitglieder der ganzen Länge nach versenkt und so die Reuß endgültig ins neue Bett gedrängt“ (Maschwanden, dazu eine photographische Aufnahme von Obfelden).

Wieder sind neue Eisenbahn- und Tram-Linien eröffnet worden. Neben ihnen tritt aber auch bereits ein noch moderneres Vehikel in den Dienst des öffentlichen Verkehrs, das Automobil. Mehrere Kurse scheinen sich zu bewähren. Dagegen hatte der Versuch einer Talschaft im nördlichen Kantonsteil keinen Erfolg. Der erste Wagen stand einigemal still wie ein störriger Esel, so daß die Passagiere aussteigen und den Weg zu Fuß fortsetzen mußten, um erst noch die Eisenbahn zu verfehlen. Nachher lief der Wagen gut, aber die Frequenz blieb aus. „Wann haben die armen Leute von F. eine gute Stunde im Leben? Wenn sie zu Fuß nach A. oder H. gehen müssen!“ Solche guten Stunden, sagt der Chronist, werden wir auch künftig genießen dürfen. Vom See lesen wir folgende humorvolle Stelle über das neue Verkehrsmittel: „Am Sonntag kam Frau K. mit ihrem Automobil zum Gottesdienst gefahren. Warum nicht? Der Staat hat übrigens auch ein eigenes Auto, betitelt „Strafhaus Regensdorf“. Wenn es nur niemand stiehlt, wie lezt hin ein Schelm, der auf dem Velo des ihn suchenden Polizisten ins Zuchthaus fuhr! Endlich kommt es vor, daß man per Auto sogar in den Himmel fährt, freilich vorher etwa über eine Böschung hinunter oder an eine Telegraphenstange — alles höchst ungemütlich. Bei uns hat die Behörde da und dort hoch oben an Stangen

elektrischer Drähte Warntafeln angebracht gegen zu geschwindes Fahren der Automobile, die dann unten staubaufwirbelnd mit ihren wie Taucher verummumten Insaßten in rasendem Tempo durchfahren."

Sehr ausgiebig sind die Nachrichten über das kirchliche Leben, namentlich über Bauten, Reparaturen, Ausstattung und Schmuck der Gotteshäuser. Wir müssen für das Einzelne auf die Chroniken selbst verweisen. Es ist ein Eifer, der an die Zeit vor der Reformation erinnert und in dem man wie damals das religiöse Moment immerhin nicht überschätzen wird.

Dankbar sind wir einem Berichterstatter im Weinland, der uns die kirchlichen Bräuche schildert, wie sie jetzt noch üblich sind: Taufe, Hochzeit und Begräbnis. Bei der Taufe wird es der Hebamme übelgenommen, wenn sie das Taufkissen nicht persönlich bringt und das Kind nicht selber rüstet. In der Kirche verbeugen sich die Paten zuerst vor dem Pfarrer, hierauf gegenseitig; man heißt das „das Neigen“. Es gibt Leute, welche das lange Zuwarten mit der Taufe als Abnahme des religiösen Sinnes auffassen, und die auch daran festhalten, daß der erste Knabe nach dem Vater getauft werden sollte. An der Hochzeit bekommt das kirchliche Personal Sträußchen; der Pfarrer heftet das seine an den Talar und erhält überdies noch ein Nasentuch. Dem Zug wird von der Jugend der Weg versperrt und er muß sich den Durchpaß erkaufen. Wohl kommt es vor, daß die kirchliche Trauung unterlassen wird, aber nicht aus Mißachtung; denn dazu wäre die Ladung von Gästen unumgänglich, und man will es „einfach machen“. Bei Beerdigungen muß der Leidtragende seine Trauer sichtbar bekunden, sonst traut man ihr nicht. Die Familie versammelt sich noch mehrere Sonntage nachher am Grabe. Beim Gottesdienst am Sonntag haben die einzelnen Orte der Gemeinde ihre althergebrachten Plätze und „Gefleke“.

Willkommene Ergänzungen hiezu entnehmen wir einer Chronik des Oberlandes. Hochzeiten „zu Fuß“, heißt es hier, werden selten. Am Sonntag nach der Hochzeit muß das Ehepaar im „Festgruft“ zur Kirche, sonst wird „ab ihm geredet“. Dem Sterben wohnen Verwandte und Nachbarn bei. Auf das „schöne Sterben“ wird viel gehalten. Dem Toten werden die Hände gefaltet, zum Zeichen, daß er sich in Gottes Willen ergeben hat („er häd sie ergäh“), auch damit er betend im Grabe liege; sonst hat er keine Ruhe. Jüngere, besonders ledig Verstorbene erhalten eine weiße Blume, meist eine Rose, in die Hand: „sie sind jest nicht mehr schuldig“. Den Ledigen „kranznen“ die „Meitli“, modern „der Verein“. Mitschüler flechten etwa einen Kranz aus Efeu oder Immergrün; daneben sind die „Trauerandenken“ üblich geworden, mit ihren oft wenigsgagenden Sprüchen. Den Toten will man vor der Beerdigung „g'schau“; das „Totentürli oder -Fensterli“ bleibt offen, bis der Sarg aufgebahrt wird. Die Nächsten gehen auf's Grab, die Menge bleibt draußen. Nach der Abdankung geht man nochmals auf's Grab. Am Sonntag nachher findet in der Kirche die Verkündigung statt, wobei alle Verwandten mit den „Küllern“ (Kirchgängern) nochmals erscheinen. Vergäße der Pfarrer das Verkünden, so würde es ihm sehr übel genommen; es müßte unbedingt nachgeholt werden: „sonst kann der Tote nicht recht schlafen“. Das Totenmahl findet meist im Wirtshaus statt: man ist dann dem „Tribel“ los.

Aus einer Gemeinde am See, die eine fünfte Glocke gießen ließ, notieren wir folgende Bräuche. Während „Vetzeit“ gewöhnlich mit der zweitgrößten Glocke geläutet wird, geschieht es am Vorabend vor der Beerdigung eines Erwachsenen mit der großen. Bei Beerdigung von Männern beginnt das Einläuten mit der großen, von Frauen mit der kleinen Glocke. Soll eine Steuer gesammelt werden, so läutet nach dem „Warnen“ am Morgen vor dem Gottesdienst noch extra

das Steuerglöcklein kurz. Die kleinste Glocke ist das Kinderglöcklein; es schlägt nach dem Ausläuten aus der Kirche an, um anzuzeigen, daß noch eine Taufe stattfindet. Am Samstag abend wird statt Vesper Betzeit mit allen Glocken geläutet.

Von kirchlichen Neuerungen, die nicht ganz fehlen (übrigens namentlich Vereinfachungen bei Leichenbegängnissen betreffen, Urne statt „Leidergeßen“ u. dgl.), sei nur eine erwähnt. Ein Pfarrer schreibt: „Seit vielen Jahren habe ich den Brauch, am Sonntag vor Beginn des Konfirmandenunterrichts nach dem Morgengottesdienst die Konfirmanden sich einschreiben, d. h. öffentlich anmelden zu lassen in Gegenwart ihrer Eltern oder Lehrmeister (eventuell erwachsener Geschwister), um hauptsächlich den Leutern ans Herz zu legen, was man vom Hause zur Mitarbeit erwarte. Die Einrichtung hat sich bewährt.“

Da und dort sollen einige S e k t e n fleißig werben, aber nicht viel ausrichten. Sie lehren, man müsse alle Krankheit nur durch Gebet heilen, Geisteskrankheit sei Wirkung des Teufels u. dgl. „Zwei“ Mormonenapostel, die ihr Augenmerk besonders auf Familien mit hübschen Töchtern gerichtet zu haben scheinen, ziehen ohne Erfolg von dem unfruchtbaren Boden ab.“

Eine Menge von Aufzeichnungen beschlagen die Schule, humane Werke, Feste, Vereine und Reisen, Unglücksfälle und manches andere. Wir sind genötigt, uns auf einige Beispiele zu beschränken.

Von der Schule werden die großen Opfer des Staates und der Gemeinden hervorgehoben. Wir hören von den Abstimmungen über das Besoldungsgesetz. Vom See wird berichtet: „Die weibliche Fortbildungsschule unter weiblicher Leitung findet großen Zuspruch.“ Empfohlen sei der Brauch aus der Nähe der Stadt, Schulreisen nur in den Laubkäferjahren zu machen: die Schüler können so aus der Vergütung für die gesammelten Käfer eine Reisefasse anlegen! — Unter den

neuen wohlthätigen Werken ist eines der bedeutendsten das Erholungshaus in Adetswil für schwächliche Kinder. Das Oberland hat dafür viel Geld aufgewandt. In Begikon fand ein sehr hübscher und lohnender Bazar statt, dabei auch eine „Fischerei“, die zum guten Zuge lockte. „Herr Oberst K., der gerade einen Vortrag über die neue Militärorganisation gehalten hatte, fischte ein Regiment schöner Bleisoldaten, als Grundlage des neuen Heeres.“ — Was wir früher über Feste, Vereine und Reisen meldeten, gilt auch für die letzten Jahre. Die Gemeinden werden selten, von denen berichtet werden kann: „Die Pestseuche hat sich glücklicherweise bei uns noch nicht eingenistet.“ Von manchen größern Orten wird die Klage gelten: „Die Feste sind einfach unzählig, aber scheint's unentbehrlich; aber hie und da bleibt ein Regentag fürs Haus, am liebsten fürs Wirtshaus“, oder: „Nach dem Feste war vielerorts im Portemonnaie völlige Ebbe entstanden“. Von einer Seite wird mit Recht gewarnt vor immer weiterer Ausbildung der Bundesfeier: „Es täte in dieser Richtung eher etwas Abrüstung not“. An diesen Rat möchte man auch bei dem Sage denken: „Es wurde selbstverständlich viel gerednet und toastiert“.

Wir schließen den Abschnitt mit folgender Notiz: „Am Abend des 7. Mai 1903 fuhr der deutsche Kaiser Wilhelm II. auf der Heimreise von Rom mit seinem Hofzuge über das Raizerfeld. Der Zug glänzte in der Abendsonne; er bestand aus zwei Lokomotiven und acht Wagen, alle hellblau angestrichen. Ein kleiner Zug fuhr zur Sicherheit zehn Minuten voraus und ein solcher hinterher. Alle Stationen waren polizeilich abgesperrt. Auf jeder Brücke stand ein Bahnangestellter mit rotem Warnfähnchen Wache, desgleichen an jedem Bahnübergang je zwei, wegen allfälliger anarchistischer Bombenwerfer. Im Zuge bemerkte man wenig, höchstens etwa eine goldglänzende Uniform mit Orden und Sternen.“

III.

Ueberraschend viel bringen diesmal einzelne Chroniken zur Kulturgeschichte und Volkskunde. Ein Zirkular mit Fragen darüber hat sichtlich anregend gewirkt; auch sind den Geistlichen einige Männer aus dem Volk mit ihrem reichen und intimen Wissen ergänzend zur Seite getreten.

Von den erwähnten Rundfragen haben einzelne nicht viel Neues eingebracht. Ueber die alten Hausmarken heißt es mehrmals, sie seien im Abgang. Ueber Ortsneckereien erfahren wir nur einzelne der Uebennamen, welche die Dörfer sich zulegen, etwas mehr über Flur- und Familiennamen. Gemeindebesitz an Wald und Wiese (über Holzkorporationen siehe nachher) scheint, soweit die Chroniken davon handeln, wenig erhalten zu sein; da und dort hört man noch von einem Dorfplatz, einem Spielplatz, einer Linde. Die Felder und Fluren, einst durch Grünhecken und Lattenhäge abgegrenzt, wurden durch Marksteine geschieden; von besondern, altertümlichen Grenzzeichen verlautet nichts mehr. Das alte Haus- und Ackergeräthe wird nach und nach selten, auch neueres rasch wieder überholt, wie eine Chronik zur einstigen Holzlaterne bemerkt: „Nicht alle Leute haben die ganze Skala der Beleuchtung durchgemacht von der Lewatlampe bis zum elektrischen Licht.“ Auch im Artikel Kost und Gebäcke gehen die Mittheilungen über das allgemein Bekannte kaum hinaus; sie erwähnen die üblichen Backwerke und Gerichte, die man zu verschiedenen Zeiten zubereitet, die Bauernfrau, die auf Kaiser Heinrichs Tag die ersten Kartoffeln und Bohnen auftragen will, den Spruch:

Heute ist es Fastnacht,
Wo die Mueter Kuechli macht,
Und de Batter umespringt
Und der Mueter d'Kuechli nimmt.

Dagegen liegt eine Fülle von Material, darunter auch wenig bekanntes, zu den drei Rubriken vor: alte Bräuche, Aberglauben und Sagen. Es ist am besten, wenn wir hier nach Landesgegenden fahren und die einzelnen Chroniken durchgehen. Nur ist nicht zu vergessen, daß viele Chronisten schon früher berichtet haben, was sie wußten. Manche werden umgekehrt dieses Kapitel mehr gelegentlich in ihren späteren Chroniken berücksichtigen wollen, und überdies sollen hier alle Freiheit haben.

1. Aus dem nördlichen Kantonsteil. — Rasz hat wieder wie früher Sprachliches: die Badiſchen ſprechen faſt durchweg „Raſzg“. „Habie!“ „Sabie!“: zeig her. „Gnaſt“, „Gneſt“, Aſt, Aſte. „Wenn die Kinder ein Buch aus der Volksbibliothek holen, ſagen ſie: wir wollen eines mit „Schilt“, d. h. Bildern. Schiltbüchlein, Bilderbüchlein. In einem rechten Weinjahr ſollte es auf dem Raſzer Markt Mitte Auguſt „geſchiltete“ Trauben haben, d. h. Trauben mit einzelnen geröteten Beeren.“ Ein alter Glaube iſt: „den Bäumen helfen“. „Vor 20—30 Jahren wurden die Obſtbäume noch allgemein nach Neujahr mit einem Strohbund oder mit einer alten Garbenweide umwunden. Es bewirkte die Fruchtbarkeit des Baumes, aber der Bund müſſe in der Neujahrſnacht zwiſchen beiden Geläuten angebracht werden. Früher galt es als Nachläſſigkeit, wenn man es unterließ. Jetzt ſollen nur noch Knaben halb im Scherz, halb im Ernſt den Bäumen helfen.“ Die „Riti“: „Wenn ein Bauer einen neuen Tennboden aus Lehm gelegt und glattgeſchlagen hat, ſo macht er eine Riti, eine Schaukel von einem Hanfſeil, in der Tenne. Am Abend findet ſich das junge Volk ein, erſt die Kinder, hernach die größeren, um zu „riten“. Dabei gilt es als Meiſterſtück, wenn von zwei Reitenden eines das andere bis an die Brügibalken ſchleudern kann. Durch das viele Volk wird die neue Tenne feſt-

getreten.“ Aus den alten Bestzeiten stammt die Sage von der Schlüsselfrau, die mit dem Schlüssel zur Seite allen Leichenbegängnissen folgte; erst als sie selbst starb, hörte die Pest auf. Zu den Cinquartierungen um 1813/14 gehört folgende Erzählung: „Ein Cinquartierter legte den Säbel auf den Tisch und schrie: Bauer, Speck! Der Bauer geht in den Stall, bringt die Mistgabel, legt sie neben den Säbel: „zu einem großen Messer gehört auch eine große Gabel“. — Norbas, zum erstenmal berichtend, durchgeht das ganze Jahr von einem Brauch zum andern. Wir heben einiges heraus. Am Berchtoldstag fanden bis vor einigen Jahrzehnten Bälle der „Knaben“-Gesellschaft mit Essen statt. Die „Ballherren“, kostümiert oder schwarz und mit Zylinderhut bekleidet, holten die Jungfern schon am Vormittag mit Musik ab; vom äußersten Haus ging es Arm in Arm nach dem nächsten und so fort durch das ganze Dorf. Am Karfreitag ziehen die Bauern den Essig von der Mutter, weil er dann am besten halten soll. Zum Andreastag werden drei jezt abgegangene Bräuche aufgezählt: das Mädchen sieht, wenn es nachts 12 Uhr aufsteht, den künftigen Freier sich im Brunnen-trog spiegeln, oder es sieht ihn hinter dem Tisch sitzen, wenn es rücklings die Stube gekehrt und den Kehricht ebenso hinausgetragen hat und wieder hereinkommt, oder es steht beim Zubettgehen mit einem Fuß auf dem Ortbrett der Bettlade, mit dem andern im Bett und spricht:

„Andereß, ich bitt dich,
Auf dem Ortbrett stehe ich,
Zeige mir im Traume an,
Welcher wird mein Chemann.
Ist's ein Reicher, so kommt er geritten,
Ist's ein Bauer, so kommt er gefahren,
Ist's ein Fremder oder unbekannt,
So hat er einen Stecken in der Hand.“

Zum Silvester wird neben dem Lärm noch das Klauseu der Knaben erwähnt. „Sie tragen einen „Liechtlhut“, ein weißes Hemd und einige Schellen darunter, sagen in den Häusern einen Spruch und bekommen in eine Büchse Geld. Gelegentlich tun sich mehrere zusammen und besorgen das „Flegge“. Einer spielt den Esel, der die Kinder „z'fürche macht“, einer sitzt auf dem Esel und führt ihn, einer leuchtet und bringt, nachdem die Kinder ihre Verschen aufgesagt, den „Christbaum“. Dafür erhält er 50 Rappen bis 1 Franken.“ Sichellegi und Drescherlegi sind seit etwa 1860 abgegangen, und Fastnacht wird nur am Sonntag gefeiert. Erhalten hat sich von andern alten Bräuchen das Armbrustschießen der Knaben, das Beschenken der Mutter durch die Taufpaten (i d'Kindbett gä), das Anhalten des Brautfuders, auf dem zuvorderst, auf dem Sofa, die Brautleute sitzen, das Anzünden des Lichts bei der Leiche, das Würgen am Namenstag. „Ist ein neues Haus aufgerichtet, tut der Meister den Zimmerspruch, trinkt aus einem Glas und wirft es weg: zerbricht es nicht, so bleibt das Haus lang stehen.“ (Um den Wortlaut des Zimmerspruchs bitten wir auf das nächste Mal.) Auf die Stör gehen noch Schneider, Schuhmacher, Wagner und Metzger. In einer Fabrik wurde im Frühling, wenn man die Lampen nicht mehr anzündete, ein kleines Schiffchen mit Wachlichtchen die Töb hinuntergelassen. Alter Glaube: Märzenschnee tuot Lib und Seel weh. Vierblättriges Kleeblatt bringt Glück. An Kreuzwegen sehen und hören manche Besonderes, namentlich Fronfastenkinder; auf den Friedhöfen erscheinen weiße Gestalten, feurige Männer. Splitter von Särgen, in den drei höchsten Namen auf Warzen und dgl. gelegt, helfen. Redensarten: „Tür gä ist nid Sünd, aber übel messe“ (auch anderswo üblich). „Es ist no früe gnuog, wenn's wol will“, entschuldigt sich der bei der Arbeit Verspätete. Von einem kleinen Kinde: „Es ist groß gnuog zum

recht tuo". Von flüchtiger Arbeit, besonders Buzen: „G
rächti Sou hät gli vil gnüelet". — Buch am Irchel
schildert die kirchlichen Bräuche (s. oben). Wie überall
gehen auch da alte und moderne Dentweise durchein-
ander: stark ist noch der Glaube, die Geburt erfolge
etwa drei Tage nach dem M o n d w e c h s e l , während
die Leute nicht mehr wissen, warum eine frühere Heb-
amme den Kindern die Nägel abgebissen hat: „es war
so ein Glaube". Vom Beginn des R e b e n s c h n e i d e n s
gilt: „Am Josephetag ist's weder z'früe no z'spat." —
Bülach hat früher viel mitgeteilt. Jetzt erfahren wir
vom G l g r i e ß l i , einer Art Zugvogel, mit dem man
leichtgläubige Leute foppt. Liegt B r o t auf der Schnitt-
fläche, so soll man es augenblicklich umwenden, „und
wenn schon die Nasen brennen". Eingebrocktes Brot
soll man nicht mit dem Messer herauslangen:
die Kuh, von der die Milch stammt, spürt den Stich im
Enter. Ein alter R e i m lautet: G Frau vu Büli Hät
sibe Süüli, Hät feis fei Müli; D bhüetis trüwli, Wie
ist das so schüli. Beachtenswert ist der Hinweis auf den
alten Kalender beim M i c h a e l w e i n . — Eglisau
sagt, einst habe man im Reitholz, am Weg nach Waster-
fingen, durch ein G e w i n s e l und G e t ö s e in den
Lüften erschreckt werden können.

2. A u s d e m i n n e r n K a n t o n . — Brütten gibt
wie früher wieder ein ansprechendes Gesamtbild, dies-
mal von der Steig, dem nach Natur und Sage altbe-
kannten Straßenzug. Daneben erhalten wir in guter
Zeichnung eine Anzahl H a u s z e i c h e n , eigentlich
Wappen, die meist das Gemeindewappen, die Sichel,
variieren. Die alten T i j c h g e b e t e und W ä c h t e r -
r u f e lassen sich hören. Wir lesen zehn H a u s s p r ü c h e
in Abschrift, so folgenden:

„Dieß Hus, das stoht in Gottes Hand,
Bhüt's, Herre Gott, vor Für und Brand,
Vor Unglück und Wassernot:
Mit einem Wort, laß's stohn, wie's stoht!“

An einem alten Kasten steht:

„Ehrlich gelebt und selig gestorben,
Ist auf Erden gnug erworben, 1793.“

Wertvoll sind die Angaben über den Aberglauben. „Es wird“, sagt der Chronist, „von älteren Leuten erzählt und auch noch geglaubt: Wer Samstag vor W e i h = n a c h t abends 4 Uhr während des Vesperläutens seine Obstbaumstämme mit Strohweiden bindet, erhalte im folgenden Jahr von ihnen reichlich Früchte (vergl. Kapz); am letzten Tag vor Weihnacht nachts 12 Uhr rede das Vieh miteinander; wer am Weihnachtsmorgen sein Vieh zuerst zum Brunnen zur Tränke führe, habe das ganze Jahr den schönsten Viehstand; Wasser von einem Brunnen am Karfreitag morgen während des Neunuhrschlages sei für alle Schäden gut; Karfreitags-Eier heilen alle Krankheiten; begegnet ein H o c h z e i t = z u g auf dem Wege zur Kirche zuerst einer Frauensperson, so bedeutet das Unglück in der Ehe; sollte eine Wöchnerin vor der T a u f e eines Neugeborenen zur Kirche gehen oder sonst sich ins Freie begeben, „so sei sie den Vögeln!“ Wird den kleinen Kindern das Haar frühzeitig geschnitten, so lernen sie lange nicht reden. Beschwörungsformel gegen den D e u f e l: Sene hom-boba vene tantuts let veri. „Um Unglück vom Stall abzuhalten, wurden daselbst in den Balken Löchlein ausgestemmt, dann Zauberformeln, auf Papierzetteln geschrieben, hineingelegt und das Holz nachher wieder eingefügt. Das rote Tannenharz, das sich in diesen Ställen etwa findet, nennen die Leute Teufelsdreck. Solches habe ich bei H. W. gesehen, halte aber dies alles für Aberglauben.“ Die Tannwaldung „Urwachs“ an der Steig betrifft eine S a g e über alten G r e n z t r e i t zwischen Winterberg und Brütten. Die Vertreter beider Gemeinden mußten vor dem Gericht den Eid leisten. Der Winterberger erschien im Zylinderhut, darin ein Schöpfer (Milchmaß) und ein Richter (Nichtstrehl, Haarkamm), und schwur: so wahr der

Schöpfer und ein Richter über ihm sei, liege die Waldgrenze ein gut Stück nördlicher. Der Brüttener getraute sich jetzt nicht mehr, zu schwören, und verlor seine Sache. In dieser Gegend, am Böschbach, erwähnt der Chronist „Waschfräulein“, die in mond hellen Nächten ihr Wesen treiben (worüber wir auf's nächstmal um weiteres bitten möchten). — Schwamendingen-Verlikon berichtet von alten Häusern, teilt einen Ofen spruch aus dem Pfarrhause mit und erwähnt einer alten Sänfte in der Kirche für etwaige Cholera kranke, „ein Vorläufer des modernen Krankentragens.“ Es folgen die Kinderspiele, worunter sehr alte: Wirteli-Schoppen, Hünemähnedogg (riesiger Windhund mit Mähne) u. a. „Es ließe sich“, bemerkt der Chronist, „hierüber eine eigene Monographie schreiben.“ Sprachliches läßt erkennen, daß hier gewissermaßen die Grenze gegen das Oberland liegt. Einzelne Redeweisen: Sigsterne, Zysterne. Infuleza. Afflamator und sogar Katarakt statt Affkumulator und Katarrh. Selgretli (im Sinn von Wenigkeit). Es ist mer Lust. Es ist bock, patent. Salii! Er hät, wo-n-er anelangat (genug, überflüssig). Er treit de Chopf uffem Huet obe. Flurnamen: Storchennest, Wiesen an der Glatt, wo wohl auf den hohen Sarbachen Störche nisteten. Hasentapen, Wiesland im Niet von eigentümlicher Form. Wolfshag, am Fuß des Zürichberges, wo man den Wolf in den „Hag“ trieb. Heiberei, wohl ein alter Schindanger. Aus Himmeri ist entstanden Himmelreich. — Wangen erwähnt Münzen aus alten Gräbern des Kirchhofes, Schillinge des 18. Jahrhunderts bis zum Zürcher Rappen von 1842 und meint, es werde doch kaum mehr an den Obolos des Charon zu denken sein. „Den Schnee am 1. März sieht der Bauer nicht gern, zumal es zugleich der erste Dienstag im Monat ist. Schon an der kleinen Fastnacht (Schübligzistig) sah man den Schnee nicht gern, weil ihm noch andere dreißig Schneefälle folgen; 28 sind wirklich von aufmerksamen Personen konstatiert

worden; also muß nun der Frühling nahe!" „Märzengrüne kommt nicht auf die Diele." — Töb gedenkt noch der *H e l s w e g g e n* (Semmelkränze), welche die Bäcker den Kunden schenken, und die dann etwa zwischen den Fenstern paradien, während die Metzger seit zwei Jahren eine Geldsumme für gemeinnützige Zwecke zusammenlegen. Mit Interesse folgt man den eingehenden Nachweisen, inwieweit auch andere alte Bräuche sich mitten unter dem modernen Leben erhalten haben, das sich hier so stark entwickelt. — Aus Mönchaltorf: Nach einem Todesfall müssen *B l u m e n = u n d B i e n e n = s t ö c k e* anders gestellt werden, sonst gehen Blumen und Bienen zugrunde. — Endlich hat ein Freund der Sache gelegentliche Notizen aus der Mitte des Kantons eingesandt. Er beschreibt die vergessene Maultrommel, gibt eine Variante des alten Kinderreims „Ante, Pante, Sammetband“, den alten Neujahrswunsch und Sprachliches, so über das Zeitwort „lücke“. Vortrefflich ist folgende Korrektur zu einer früheren Chronik: „*T i l d e r e* so lesen wir, war nicht gleichbedeutend mit „möhne“, vor sich her singen, sondern wurde gebraucht, wenn es sich um das Singen von weltlichen, speziell lustigen Liedern handelte. Wenn z. B. einer viele solcher Lieder, Tanz-, Marsch-, Liebes- oder Schelmenlieder, oder wie sie unter dem Sammelnamen „Fauzelieder“ bekannt waren, zu singen wußte, so hieß es: „*de cha wetters guet tildere*“. Tildere wurde niemals angewandt auf geistliche Gesänge; solche Lieder wurden „gesungen“. Der Ausdruck „Fauzelied“ scheint mir so viel zu bedeuten wie falsches (faux), d. h. nicht geistliches Lied.“

3. *O b e r l a n d u n d S e e*. Der Chronist von Wald, der uns kirchliche Bräuche schildert (s. oben), hat die „Fragen zur Volkskunde“ nach Mitteilungen eines kenntnisreichen Mannes seiner Gemeinde gegeben und überdies sonst vieles aus dem Volke gesammelt. Zu den „Fragen“ notiert er u. a. folgendes: Von den Schluß-

sitten der Jahrwerke besteht noch der Heuhahnen; früher gab man auch nach dem Pflügen ein Mahl, Rüchli und Milchsuppe. Der Geburtstag wird nicht gefeiert, aber der Namensstag, „mein Tag“, wobei Kinder von den Gespielen gewürgt werden. Auf die Stör kommen noch etwa Schneider, noch vor zwanzig Jahren auch der Schuster. Die Gesellen kamen mit, zur Freude der Kinder, denen sie allerlei Spässe wußten. Bei Kauf von Vieh zahlt man 5 Fr. an. An Him-
melfahrt aß man früher „Anken“ und Brot; Fleisch-
speisen waren Sünde. Die Braut rüstet Stube und
Kammer aus, der Bräutigam die Küche. Früher bestand
die Aussteuer aus einem zweischläfigen Laubsackbett
und Kasten. Bohnen steckt man im „Obfigent“ (im
wachsenden Mond), Rüben sät man im „Nidfigent“,
weil jene aufwärts wachsen, diese abwärts. Auch Mist
muß im „Nidfigent“ „agleit“ werden, „damit 's en recht
abe zieht“. Wer im Wassermann geboren wird, trinkt
gern (aber nicht Wasser), wer im Skorpion, kann böß
und giftig werden u. s. w. Hollunderstauden
schützen gegen den Bliß. Wenn die Mäuse im Hause
stoßen (Erde aufwerfen), stirbt bald jemand. Das
Heimchen bedeutet Friede im Hause. „Wenn der
Nachtheuel (Gule) „hohlet“, so ist Friede im Land,
wenn er „gwygget“, so häd er nüt z'säge, wenn er
„grochjet“ (schreit), so stirbt bald öpper im Hus.“ Das
„Chrüterbündeli“ aufs Herz gelegt, hindert, daß
der Höcker wächst, der entstehen will. Sonstige Aufzeich-
nungen aus dem Volke sind diese: Wenn man Moos
von den hölzernen Kreuzen in Goldingen (St. Gallen)
nimmt, in ein „Bündeli“ bindet und auf die Herzgrube
legt in den drei höchsten Namen, so weicht das Hals-
weh sicher. Wer aus dem rechten Nasenloch blutet, muß
den linken kleinen Finger verbinden und umgekehrt,
wer aus beiden, beide kleine Finger. Wer beim Beten
den rechten Daumen über den linken hält, ist sanft-
mützig, umgekehrt herrschsüchtig, „e Regierchag“. Am

Mittwoch und Freitag darf man nicht um eine Frau fragen, sonst gibts nachher im Ehestand Krieg (vgl. die Notiz: „Mit dem Pfarrhausbau wird begonnen, absichtlich nicht an einem Mittwoch“). Sechs Haus = sprüche und ein Spruch von einem Himmelbett belegen den frommen Sinn der Vorfahren; sie nennen gern den Besitzer und den Ersteller, auch Preise von Lebensmitteln. Im alten „Kreuz“ zu Nied stand ein Wandspruch: „Hüt um's Geld und morn umesust“; da saß dann wohl etwa ein Schlauer bis über Mitternacht und merkte erst, daß es wieder „heute“ war. Sprüche wörter, darunter ein paar hübsche: „Nüechter Gnuß (Niesen) bringt Verdruß“. Wer sich nicht schämt (zu betteln), der lebt dest' baser. Wenn die Egerste (Elster) „rätſchet“ vor dem Haus, gibt's Streit drinnen. „Churz Haar ist bald hürstet.“ „Wer hüratet und 's fehlt, de ist hürstet und gstrählt; wer hüratet und 's grat, hed en schöne Husrat.“ „Früe uf und spat nider, bringt verlores Guet wider.“ „Arm in Arm gib warm“ (Eintracht macht stark). „Vor jedem Hus ist en Stei, ist er nüd groß, so ist er chlei“ (jedes Häuslein hat sein Kreuzlein). „Wenn der Auerhahn balzt, so gsehnd er nüt“ (Liebe macht blind). „D'Welt ist en ewige Heuet: die eine tüend z'säme, die andere verzettled.“ „Gwoge kauft ist halbe gesse.“ „Uf der Straß en Lächler und diheim en Hächler.“ „Andere lüte Chüe händ eissig (stets) größeri Ueter.“ Stills Wasser „frißt“ viel Grund. Sonst Sprachliches: Herdöpfelbüß, Gericht aus Kartoffeln, sehr beliebt. Es hat „otrüli“ viel Schnee. „I bi zerstebus i der Schuel gfi, zletstebus ist denn no de Heiri cho.“ — Kilchberg fñhrt die festlichen und fröhlichen Tage des Jahres an mit einigen ihrer Sitten, besonders auch die K i r c h w e i h, die freilich vom Ort, an dem die Lustbarkeiten stattfinden, die „Bändlikoner Kilbi“ heißt. Da gibt es eine „Reitschule“, ein urlustiges Kasperlitheater und Schleckfachen für das junge Volk. Mit dem Namen „Totebrünneli“ wird in Kilchberg eine

Bestfrage in Beziehung gebracht (laut Chronik von Wald). Vereinzelt, ein paar Redensarten und Aussprüche (darunter einer in Sanskrit), findet sich noch in einigen andern Chroniken vom See.

4. Knonauner Amt. — Maschwanden hat das Volkskundliche früher mitgeteilt und bringt diesmal eine Beschreibung sämtlicher Wohnhäuser mit Plan. Neu hinzugekommen und an solchem Stoff besonders reich sind zwei Chroniken. Mettmensstetten geht auf alle „Fragen zur Volkskunde“ ein und nimmt vielfach Bezug auf frühere Zeiten und Zustände. Eingehend wird behandelt der Genossenschaftsbesitz an Wald und dessen Bewirtschaftung, das alte und neue Gewerbe, das fahrende Volk der Heimatlosen in früherer Zeit u. a. Wir sehen die Schützenknaben mit der zinnernen Gabenplatte, der Fahne und der Armbrust umziehen, vernehmen ihre Sprüche und folgen den Schießübungen, wie sie nach den einst vom „Tätschbrief“ verzeichneten Satzungen stattfinden. Alles wird erwähnt, die „Gemeinde“ der Knaben, die Wahl der drei Vorstände Säckelmeister, Fähnrich und Waibel, der „Tätsch“ und der Tätschmacher, der „Zweck“ und das Maaß, „Kelle“ und „Bolzbub“, Zeit und Distanz. Der Spruch beim Sammeln der Gaben vor den Häusern lautet:

Es kommt daher gezogen
Der jungen Schützen Schar,
Mit Armbrust, Pfeil und Bogen,
Gereihet Paar an Paar;
Es steht ein jeder Knabe
Aus dem vereinten Kreis
Um eine schöne Gabe
Als guten Schusses Preis.
Zur Übung unsrer Aug' und Hand
Steht eine Scheib' zur Stell',
Daß jeder, gilt's für's Vaterland,
Treff' wie der Schütze Tell.

Uralt, aber jetzt im Abgang, ist die „Spräggele“, die „junge“ am Freitag vor Weihnacht, die „alte“ acht Tage nachher; letztere hat seit zwanzig Jahren aufgehört, während die erstere noch vor drei Jahren stattfand. Bei diesen nächtlichen Umzügen spielte die Hauptrolle die „Schnabelgais“, ein Instrument, das genauer beschrieben wird (vgl. auch Obfelden). Aus dem übrigen Material seien erwähnt die Sitte, bei Kauf von Vieh nur mündlich übereinzukommen, wie es früher sogar im Handel mit Liegenschaften geschah („ein Mann ein Wort“), die „Aufrichte“ mit dem Ziegelbieten der Kinder, der Glaube, daß jedes neue Haus binnen Jahresfrist sein Opfer wolle, daß die Tränke des Viehs am Auffahrts- und Weihnachtsmorgen Glück im Stall bringe, daß Aschermittwoch das Wetter in der Fasten und „Mäder“ (Medardus) für den Heuet deute, daß ein Ring, geschmiedet am Karfreitag nach Mitternacht aus sieben Sargnägeln, gegen Glieder Schmerzen u. dgl. helfe, wenn man ihn am Finger trage. Alle anderen Chroniken übertrifft aber die von Mettmensetten durch die vielen Sagen; der Chronist hat auch die weitere Umgebung, das Oberamt, beigezogen.

Neben den mythischen „Schimelirüter“ treten hier zwei mehr historische, von Herferswil und Kappel. Der erstere hatte an eine Schenkung zum Glockenguß die Bedingung geknüpft, daß jedesmal mit dem Einläuten gewartet werde, bis er auf seinem Schimmel den Ettenbühl herabgeritten komme. Im zweiten Fall handelt es sich um den Meineid eines äbtischen Amtmanns. „Hohngelächter in der Tiefe und verschwunden Mann und Schimmel“. Die Sage vom Rifferswiler Moos erzählt, als der Herr auf Schnabelburg einem Reifigen für den Sold die Wahl gelassen zwischen einem Helm oder dem weiten öden Lande, habe dieser den Helm gewählt. Eine Pestfrage knüpft sich an das Neugstergätterli (weniger sicher an

das „Todtenmösl“). Sagenhaft lebt auch noch die alte Klaus am Bruderrain am Homberg fort. Einen Zug ins Große haben zwei Sagen vom Türlensee. Ehe ein See war, wohnten dort auf fruchtbarem Bauernhofs Vater und Tochter. Der junge Schlossherr auf Schnabelburg entbrannte von Begierde nach der Schönen; diese aber weist ihn schroff zurück. Da spielt der eigene Vater sein Kind dem Freier verätherisch in die Hände. Aber die himmlische Rache folgt auf dem Fuß. Beim Schrei der Verwünschung über den argen Vater fällt der flammende Blitz auf das Haus, und durch das halb offene Schloßthor sieht die Jungfrau noch, wie die Erde sich öffnet in feuriger Ault und Haus und Gefilde verschlingt. Am Morgen darauf aber ist an der Stätte ein See. Die andere Erzählung setzt den See schon voraus. An ihm, zu Törlen, wohnen zwei Eheleute mit ihrem blühenden Kinde. Sturm und Wellen raffen den Vater dahin und hinwelfend vor Gram folgt ihm auch sein Kind. Auf dem öden Heim wohnt trauernd und verbittert die einsame Mutter: feindliche Menschen haben ihr auch ihre letzte Freude zerstört, ihr Blumengärtlein. Da schließt Berena, so heißt die Frau, einen Bund mit dem Bösen, ihre Feinde zu vernichten. Mit seiner Hülfe will sie die Fluten des Sees über ihr Gefilde führen. Sie gräbt von der Bucht des Sees aus einen Graben. Da, beim letzten Spatenstich in dunkler Nacht, entfährt ihrem Munde aus Schadenfreude ein wilder Fluch, um alle Mühe ist es geschehen! Berena wird auf Geheiß des Bösen vom Sturm erfaßt und weithin durch die Lüfte entführt nach dem Glärnisch. Dort, im Brenelsgärtli, bis dahin einer schönen Alp, steht sie mit ihrem Spaten im Gise erstarrt bis in die Ewigkeit. (Man sieht in der Gegend den Glärnisch; zu dieser Sage vergl. den urkundlichen Lokalnamen: Chriemhiltengraben.) Eine Fülle gut verfaßter Belehrungen bietet die Chronik von Obfelden. Manches, was andere kurz an-

deuten, ist hier anschaulich ausgeführt, über altes Haus- und Feldgeräte, Kost und Gebäck, den Wasserfucher (Wasserschmöcker) mit der Haselrute u. s. f. Eingehend werden alte Häuser beschrieben. Sehr merkwürdige Angaben liegen zu den Holzkorporationen vor und auf sie gestützt wird die Frage aufgeworfen, ob dieselben vielleicht noch als Reste altalamanischer Kultur (Huntari) betrachtet werden können. Wir erhalten Aufschluß über zwei Quellen, das „Römerbrünneli“ und das „Thürebrünneli“, letzteres dadurch bekannt, daß es oft monatelang kein Wasser gibt, obwohl keine Tröckne ist, während umgekehrt bei trockenen Jahrgängen viel Wasser fließt. Einst kamen Müller und Bauern weit her, um ihre Schlässe auf teures oder billiges Brot aus dieser Erscheinung zu ziehen und ihre Vorräte je nachdem innezuhalten oder loszuschlagen wie an der Börse. Eine Photographie öffnet uns den Blick in eine alte Stube, in der wir die spinnende Großmutter mit den Enkelinnen in der einstigen Aemtlertracht sehen (Buresenfi, Huberfräuli); über diese Tracht, auch die der Männer, wird uns mancherlei mitgeteilt, was nur der Chronist so genau wissen konnte. Bei dem Kapitel „Volks- und Aberglaube“ steht voraus der Satz: „Wenn es dies gegenüber Fremden auch nicht ausspricht, im stillen glaubt das Volk an Regeln und Zeichen, die einen abergläubischen Beigeschmack haben.“ Beispiele: Wenns am Pankratius tag regnet, so müssen die Birnen herunter, und wenn sie an Eisendrähten hängen, ebenso, wenn es mehr als einmal ins Mattau regnet. Der Schrei des Räuzchens bedeutet Familienzuwachs, der der „Wiggler“ nahen Tod. „Chäderet“ die Elster, so gibt es in der Familie Streit. „Spinnlein am Morgen viel Kummer und Sorgen, Spinnlein am Abend erquickend und labend“. Dornhölzli oder „Spyschölzli“ finden sich in mancher Haushaltung; „und überall wird gerühmt, daß dieses Amulett vorzüglichste Dienste leiste.“ Karfreitagseier

unter dem Dachfirst behüten vor Brandunglück. Beim Tod eines Hausvaters muß man die Pünten (obere Faszapfen der gefüllten Fässer) losklopfen, sonst wird der Wein „lind“ und der Most sauer. Bis vor etwa zwanzig Jahren wurde am heiligen Abend die *W e i h n a c h t s b l u m e* in einem Bauernhause zu Dachelsen von nah und fern besucht. Die große Stube soll voll von Menschen gewesen sein, „die alle schauen wollten, ob und wie schön diese Blume sich öffne, welches Aufgehen sie von tiefer Bedeutung für den Gang des kommenden Jahres hielten“. Auf die *L o s t a g e* achtet das Volk noch ziemlich genau und registriert sie vielerorts pünktlich. Der Berichterstatter erzählt auch eine *S a g e* über den Ursprung der Familie Stehli, nach einem großen Sterbend. *S p r a c h l i c h e s*: Kloster, für ältere Häuser mit vielen Wohnungen. Fell= statt Fall= laden. Lähme, Untiefe der Reuß. „Er holdet (schieß, krumm sein) wie 's Hohneri Gricht“ (Hohenrain, Kanton Luzern). Zum Artikel: en' Frau, en' Bogezaime, en' Maschine. Uebername: „Dä Meh-dä-grad“, von einem gar zu aufrecht, wie ein Grenadier Schreitenden. Beispiele von Zunamen der Familien, von zusammen= gesetzten Adjektiven (fürzündedrot, chresschedick u. s. f.).

Von alten Bräuchen ist die *S p r ä g g e l e* in den Hauptzügen so geschildert: Eine etwas derbe Lustbarkeit in der Nacht vor dem Davidstag 29./30. Dezember. Maskierte ledige Burschen mit einem Musikus an der Spitze ziehen um und führen mit sich die Schnabelgeiß, d. i. ein hölzerner, roh gearbeiteter, phantastischer Tierkopf mit Hörnern und beweglichem Unterkiefer, der durch eine Vorrichtung in Bewegung gebracht wird, klappert und das Privileg hatte, in den Häusern Lebensmittel zu erhaschen. Dann folgt ein Hochzeitspärrchen und die Gäste, stets auch der Teufel und seine Großmutter, diese Rolle gespielt von den lebhaftesten, tollsten Dorfknaben. Besonders gern suchte die Schar Häuser mit ledigen Töchtern ab. Der Träger des Tieres war in

ein Leintuch ver mummt und hieß auch selbst Schnabelgeiß. Seit etwa zwanzig Jahren ist der Brauch abgegangen (vgl. Mettmenstetten).

*

*

*

Blicken wir auf das zweite Biennium der Gemeindechroniken zurück, so dürfen wir im ganzen wohl zufrieden sein. Der Ertrag ist noch reichlicher ausgefallen als früher. Im einzelnen sind freilich die Arbeiten von sehr ungleichem Umfang und Wert. Ein Teil hat wenig ergeben; andere sind recht vielseitig und eingehend. Ein vielbeschäftigter Chronist hat über ein einziges Jahr 60 Seiten geschrieben und entschuldigt sich noch: *Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas.* Ein anderer schreibt, trotz seiner bald 70 Jahre tue er noch mit Freuden mit.

Mögen alle Mitarbeiter in dieser Weise ausharren! Es kann ihnen an Stoff nie fehlen, wenn sie ihn vorweg durch Notieren festhalten und ihn nicht erst am Ende der Berichtszeit zusammensuchen. Die Versammlung der Chronisten hat kürzlich beschlossen, es sei darauf zu halten, daß die Berichte alljährlich eingeliefert werden und nicht erst nach zwei Jahren.

Die rechte Quelle der Chronik ist die Liebe zur Heimat. Aber auch umgekehrt: die Liebe zur Heimat und Gemeinde wird geweckt durch die Chronik. Die Arbeit daran, die Bemühung um sie bereichert die Beziehungen und befestigt das Band zwischen Chronist und Gemeinde. So dienen die Chroniken nicht erst der Zukunft, für die sie bestimmt sind, sondern schon der Gegenwart, in der sie entstehen.

Verzeichniß der Chronisten:

Albisrieden:	D. Winkler, Pfr.
Andelfingen:	H. Schälchlin, Lehrer.
Bäretswil:	J. Wolf, Pfr.
Berg a. J.:	G. Kläui, Pfr.
Brütten:	H. Girsberger, Pfr.
	Fr. Baltenasperger, Gemeinrat.
	A. Morf.
Buch a. J.:	H. Liechtenhan, Lic. theol., Pfr.
Bülach:	A. S. Ussinger, Zimmermeister.
Eglisau:	H. Spühler, Pfr.
Erlenbach:	H. Urner, Pfr.
Flaach:	H. Furrer, Pfr.
Girzel:	G. Wieser, Pfr.
Gittnan:	G. Sträuli, Pfr.
Hombrechtikon:	A. Graf, Pfr.
Kilchberg:	H. J. Baumann, Pfr.
Männedorf:	G. Schuster, Dekan.
Maschwanden:	H. Leuthold, Kantonsrat.
Mettmenstetten:	J. H. Vollenweider im „Sternen“.
Mönchaltorf:	A. Wild, Pfr.
Niederhasli:	G. H. Maag, Pfr.
Obfelden:	J. Schneebei-Studer, Präsident des Lesevereins.
Pfäffikon:	G. Trautvetter, Pfr.
Rafz:	A. Bär, Pfr.
Richterswil:	J. Sutz, Pfr.
Rorbas:	G. A. Zimmermann, Pfr.
Schöfflisdorf:	H. Appenzeller, Pfr.
Schwamendingen- Derlikon:	} H. Steinmann, Pfr.
Sitzberg:	H. Grubenmann, Pfr.
Stammheim:	A. Farner, Pfr.
Töß:	G. Stauber, Lehrer.
Wald:	J. Baumann, Pfr.
Wangen:	H. Bölsterli, Dekan.
Wegikon:	J. Fluri, Pfr.



Zentralbibliothek Zürich



ZM03839222

